

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 14 (1958)
Heft: 1

Artikel: Helvetische Widersprüche : zwischen Kosmopolitismus und Dörflicheit
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420519>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

4. Die am 29. Oktober 1950 vom kantonbernischen Stimmvolk mit großem Mehr angenommene Abänderung der Staatsverfassung spricht im ersten Artikel vom „Volk *des* Jura“, im zweiten vom „Volk *im* Jura“, und dieses recht sonderbare Schwanken des Wortlauts wird von der großrätlichen Botschaft (S. 8) — gewiß mit Recht — gedeutet, wenn sie von der „Anerkennung der jurassischen *Bevölkerung* als besondere Volksgruppe innerhalb des bernischen Staates“ spricht. Damit ist der rein geographische, territoriale Sinn des Wortes Volk in diesem Fall festgelegt. Das wäre nichts Neues; können wir doch auch vom „Volk des Oberlands“ oder „im Oberland“ reden. Neu ist aber, daß dem rein geographisch bestimmten jurassischen Landesteil gewisse politische Sonderrechte eingeräumt worden sind. Aber wenn das Fortbestehen der separatistischen Aktion beweisen sollte, daß man dort mit diesen Zugeständnissen nicht zufrieden ist, so wäre damit die Frage zu einer rein politischen geworden, und der Sprachwissenschaftler hätte dazu von seinem Gebiet aus nur die Warnung vor der Vermischung der Begriffe Volksgemeinschaft und Sprachgemeinschaft zu wiederholen.

Helvetische Widersprüche

Zwischen Kosmopolitismus und Dörfligeist

Der Chefredaktor der „Basler Nachrichten“, Peter Dürrenmatt, hat kürzlich auf sehr treffende Art die grundverschiedene Haltung des Welschschweizers und des Deutschschweizers zur Sprache gekennzeichnet. Dem Welschschweizer ist seine Muttersprache, die französische Schriftsprache, „entscheidender Bestandteil seiner Existenz, anvertrautes Gut, das er mit Liebe und Respekt pflegt“. Die Masse der Deutschschweizer hingegen betrachtet die Sprache einfach als „ein technisches Übermittlungsmittel, das man sich schlecht und recht aneignet und das man nach Bedarf wechselt wie die Marke seines Automobils“, so daß „die Deutschschweizer eine sprachliche Gleichgültigkeit an den Tag legen, die mit Toleranz nur zum Teil zu tun hat“. Die Sprache ist aber das, was den Menschen über das Tier emporhebt, was ihn überhaupt erst zum

Menschen macht; sie ist die Voraussetzung und Grundlage aller Menschentätigkeit, auch der wirtschaftlichen. Daß die Einstellung der Welschschweizer dem Wesen und dem Wert der Sprache besser gerecht wird, unterliegt daher keinem Zweifel. Die deutschschweizerische Wurstigkeit in bezug auf die Sprache ist das Ergebnis von Denkfehlern.

Wie jeder Denkfehler sich irgendwo und -wann im praktischen Leben auswirkt, so führt auch die falsche Einstellung der Deutschschweizer gegenüber ihrer Muttersprache zu merkwürdigen Widersprüchen im helvetischen Alltag. Vor allem zeigt sich immer wieder ein komisch anmutendes Schwanken zwischen Kosmopolitismus und Dörfligeist in sprachlichen Dingen, insbesondere bei Gelegenheiten, die eine Wahl zwischen Mundart und Schriftsprache verlangen.

In der Bundesstadt Bern, die der Sitz der fremden Botschaften und Gesandtschaften ist und im Sommer einen Anziehungspunkt für zahllose Fremde darstellt, werden die Straßenbummler durch die auf die Fußgängerstreifen geschriebene Mahnung „Lueg links“ auf die Gefahren des Verkehrs aufmerksam gemacht. Nun darf ohne weiteres angenommen werden, daß ein großer Teil der Fremden etwas Deutsch versteht, aber mit dem berndeutschen „lueg“ können sie bestimmt nichts anfangen. (Vielleicht hält der eine oder andere die Aufschrift für einen politischen Weckruf, der etwas mit der „Lüge“ und mit der „Linken“ zu tun hat!) Die gutgemeinte Mahnung verfehlt daher gerade den Fremden — und zwar auch den zahlreichen Bundesdeutschen und Österreichern — gegenüber, die sie am meisten nötig haben, ihren Zweck. Diese kleine Sinnlosigkeit ist übrigens schon manchem Ausländer selbst aufgefallen; so hat vor einiger Zeit eine Mailänder Zeitung mit humorvoller Ironie auf das helvetische „Lueg links“ hingewiesen. Umgekehrt aber versteifen sich die Berner Behörden mit ausdrücklicher Berufung auf die Fremden darauf, daß die Wegweiser in der Stadt Bern auf „Neuchâtel“ und „Fribourg“ zu lauten haben, obwohl diese Städte für uns Deutschschweizer vernünftigerweise immer noch „Neuenburg“ und „Freiburg“ heißen. Im französischen Sprachgebiet hingegen und auch im gemischtsprachigen Jura zeigen — dem gesünderen Sprachbewußtsein der Welschschweizer entsprechend — die Weiser nach „Berne“, „Morat“, „Bâle“, und

es scheint, daß die fremden Automobilisten trotzdem den Weg nach den Städten Bern, Murten und Basel nicht verfehlen.

Ein weiteres Berner Beispiel: Läutet man einem Telephoneteilnehmer auf, der abwesend ist (was man aber nicht wußte), z. B. einem Arzt, so tönen einem öfters folgende Worte von einer Stahlbandstimme entgegen: „En Ougeblick bitte, der Anruef wird umgeleitet — un instant s'il vous plaît, l'appel sera dévié“. Also zweisprachig, bärndütsch und französisch! Das Unzweckmäßige einer solchen kosmopolitisch-dörflichen Sprachpolitik wird sofort klar, wenn man an Durchreisende etwa aus Wien oder München, aus den slawischen und den nordischen Ländern, aus Holland und auch aus den Vereinigten Staaten denkt, die weder Französisch noch Berndeutsch, wohl aber Deutsch schlechthin verstehen. In Lausanne oder Genf wird eine solche Meldung natürlich nur in französischer Sprache durchgegeben (und das ist im Gegensatz zur deutschen Schweiz übrigens auch für die „Sprechende Uhr“ des Radios und für den telephonischen Zeitdienst der Fall).

Wie weit die Begriffsverwirrung gehen kann, zeigen zwei Basler Beispiele. Die Schweiz ist bekanntlich das klassische Land des Fremdenverkehrs, und die SBB haben im Einvernehmen mit den ausländischen Bahnen dafür gesorgt, daß Feriengäste aus Nord und Süd und West unsere Städte in kürzester Frist erreichen können. Kommen nun die Hamburger nach Basel, so befassen sich natürlich auch unsere Zöllner kurz mit ihnen, wenn der Zug im Badischen Bahnhof hält. „Schwyzzler-Zoll“ melden sie freundlich, wenn sie die Abteile betreten. Es ist zweifelhaft, ob ausgerechnet hier der Dialekt angebracht ist. Die SBB lassen die Kondukteure in den Zügen mit Recht in schriftdeutscher Sprache ausrufen, weil das der Verständigung besser dient. — Vor einigen Jahren kam einmal eine Abordnung englischer Studentinnen zu Besuch in unser Land. Sie wurden in Basel von Behörden und Universitätsvertretern offiziell begrüßt, auf — Baseldytsch! Natürlich verstanden die Engländerinnen kein Wort. Ihre Sprecherin erwiderte die rätselhaften Ansprachen in einer in bestem Schriftdeutsch gehaltenen Rede; weil sie verstanden werden wollte, sprach sie eben deutsch, nicht englisch. Dieses Beispiel ist besonders aufschlußreich, weil da offenbar bei den Baslern die Sprache plötzlich nicht mehr bloß als bloßes „Übermittlungsmittel“, sondern zur Demon-

stration der Schweizer Eigenart dienen sollte. Dabei wurde sogar der Zweck alles Sprechens, die Verständigung, geopfert.

Um aus dem Widerspruch zwischen Kosmopolitismus und Dörfligeist im sprachlichen Bereich herauszukommen, müssen wir uns um die Klärung der Begriffe bemühen. Vor allem muß Klarheit über die Begriffe Muttersprache und Fremdsprache herrschen. Allzu lange haben Schlagworte Unheil angerichtet, insbesondere das falsche Schlagwort, daß die deutsche Schriftsprache, das Hochdeutsche, eine Fremdsprache für uns sei. In Wirklichkeit sind Schriftdeutsch und Mundart nur die zwei verschiedenen Formen unserer *einen* Muttersprache: *Hochdeutsch*, *Berndeutsch*, *Baseldeutsch*. Es kommt für uns alles darauf an, den *beiden* Formen die nötige Liebe und Pflege angedeihen zu lassen; sie sorgfältig auseinanderzuhalten, um sie vor Vermengung zu bewahren; sich im einzelnen Falle verständig darüber Rechenschaft zu geben, ob die eine oder die andere am Platze ist. Als Regel des gesunden Menschenverstandes und der Höflichkeit muß gelten, daß man mit Fremden, mit Menschen aus andern Sprachgebieten, hochdeutsch spricht.

H., „*Neue Zürcher Nachrichten*“

Die Annonggse

„Der indonesische Finanzminister hat ein Budgetdefizit von 3,7 Milliarden Rupien *annonciert*.“ Annonciert? Er hat also eine Annonce, ein Inserat, eine Anzeige aufgegeben? In einer indonesischen oder einer holländischen Zeitung? Oder vielleicht in einer pumpelusischen? „Pumpelusisch“ nannten wir als Kinder eine Sprache, die es nicht gibt. Man kann auch Kauderwelsch dafür sagen. Doch dieses gibt es; ja es macht einem manchmal den Eindruck, daß es in der Bundesrepublik *nur* noch dieses gibt.

Der Satz war im Leitartikel einer großen deutschen Wochenzeitung zu lesen, die in Hamburg herauskommt. Die Hamburger scheinen — wie in manch anderer Beziehung — auch im Kauderwelschen den Berlinern den Rang ablaufen zu wollen. An der Spree blühte vom Dreißigjährigen Krieg an bis über den Ersten Welt-